„Wir waren in der ruhigen und geräuschlosen Arbeit unserer Apparate so weit gekommen, daß ich den die „Hohenzollern" auf ihren Nordlandreisen begleitenden Hof-Photographen Jürgensen hat, mit einem ganz ausgezeichneten Aufnahmeapparat allerneuesten Modells, den ich ihm zur Verfügung stellte, einige kinematographische Aufnahmen an Bord der „Hohenzollern" zu machen und sie zu gelegener Zeit dem Monarchen vorzuführen. Etwa acht Tage lang probierte ich mit dem „Kollegen von der Kamera" zusammen an Land. Mit wahrem Feuereifer und aufrichtiger Freude ging Jürgensen an die Arbeit, hoffte er doch, in stillen Stunden, die die Nordlandreise zuweilen mit sich bringt, dem Kaiser durch Vorführung kinematographischer Aufnahmen eine willkommene Abwechslung zu bieten.

Nur in großen Abständen wagte es Jürgensen, den Kaiser selbst einige Male aufzunehmen. Bei solcher Arbeit wurde er eines Tages ertappt und zur Vorführung der Bilder „verurteilt". Der Kaiser war mit der Projektion zufrieden und bezeichnete seit dieser Stunde an Bord und Land seinem Photographen selbst die Episoden, die er im Film festgehalten wissen wollte. Bei einer dieser Darbietungen meinte der Kaiser: „Das war eine vorzügliche Vorführung! Vor allem ist das häßliche Flimmern fort! Es ist sehr interessant und gut gewesen! Passen Sie nur auf, daß Sie nächstes Jahr anläßlich der Kieler Woche auch bei stürmischem Wetter gute Aufnahmen vom Starten der Jachten bekommen!"

*

Auch heute noch gehört Jürgensen zu den ständigen Begleitern der Kaiserjacht und er türmt Mappen auf Mappen, in denen alle Geschehnisse auf den Meerreisen des Kaisers kinematographisch festgelegt werden. Alle diese Aufnahmen läßt der Kaiser sich selbst und seiner Familie vorführen, und gelegentlich erlaubt er, daß eines oder das andere davon sogar öffentlich gezeigt wird. Sämtliche Aufnahmen Jürgensens werden im Hausarchiv aufbewahrt.

Nicht weniger als die See liebt Wilhelm II. die Mark Brandenburg. Das Stammland des preußischen Staates steht seinem historischen Sinn am nächsten. Von seinen vielen Nebentiteln, die der „Gotha" aufzählt, ist ihm der eines Markgrafen von Brandenburg der liebste. Bei Festen flattert von der Zinne des Berliner Schlosses, neben der gelben Kaiserstandarte und der Flagge des Königs von Preußen, der rote Adler im weißen Feld. Das ist das altbrandenburgische, das märkische Panier. Die Perle der Mark, Potsdam, ist denn auch der Lieblingsaufenthalt des deutschen Kaisers, und nirgends sucht er so gern Ruhe und Erholung, wie auf einsamem Pirschgang im märkischen Wald.

Unter den Jagdgründen der Mark, die der Kaiser so gern aufsucht, wird am häufigsten der Wildpark bei Potsdam genannt, ein prächtiges, eingehegtes Revier mit wundervollen Beständen von Kiefern und Buchen, das einen reichen Bestand an Hirsch- und Rehwild aufweist. Diesen schönen Wald dürfen auch Ausflügler durchstreifen und dürfen sich vor dem bayrischen Hause erfrischen, das in bergiger Landschaft von Friedrich Wilhelm IV. erbaut wurde.

Schon seit den Tagen des Großen Kurfürsten ist Letzlingen — in der Altmark — landesherrliches Jagdrevier. Hier werden die großen Hofjagden auf Schwarzwild und Hirsche abgehalten.

Seitdem der Grunewald immer stärker bebaut wird, ist er als gehegte Wildbahn eingegangen und dafür entstand ein neues Jagdrevier in dem Waldgebiet zwischen Birkenwerder und Oranienburg.

Auch das altehrwürdige Jagdschloß von Königswusterhausen sieht den Kaiser Wilhelm nicht selten in seinen einfachen Räumen, und zwar wenn er seinen Gästen mit der Jagd auf Säue Freude machen will. Wilhelm II. folgt dann den Traditionen des „Soldatenkönigs" Friedrich Wilhelm I., der hier nach anstrengendem Weidwerk im sogenannten Tabatskollegium Zerstreuung und Erheiterung fand.

Unter allen märkischen Jagdrevieren ist aber dem deutschen Kaiser keines lieber, als die Schorfheide. In dieser Heide, und zwar in der Nähe des berg- und waldumkränzten, sagenberühmten Werbellinsees, liegt unter alten, mächtigen Eichen das schlichte Jagdhaus Hubertusstock. Dort nimmt Kaiser Wilhelm in jedem Herbst Aufenthalt, um auf den starken Hirsch zu pirschen, der zu Hunderten das weite Waldrevier, das allerhöchste der Mark, bevölkert. In Hubertusstock (das auch den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand oft beherbergt hat) wird die Jagd nur in der waidgerechtesten Form, der Pirsch, getrieben. In Hubertusstock ist jedes Treiben, jeder Streckenrekord ausgeschlossen.

Wie Kaiser Wilhelm in der Mark lebt, als Märker, Jäger und Naturfreund, davon hat man zahlreiche photographische Proben gesehen. Neuerdings läßt der Kaiser diese Jagdbilder durch den Kinoapparat festhalten.

Im Berliner Schloß gibt es seit kurzer Zeit eine eigene Lichtbildbühne, die der kaiserlichen Familie und ihren Freunden etwa alle vierzehn Tage einmal neben aktuellen Ereignissen die jüngsten, vom Kaiser befohlenen Aufnahmen von der See und von der Mark zeigt.

Wilhelm II. läßt sich jedoch nicht allein von seinem eigenen Photographen kinematographieren, er hat auch vor dem Objektiv der Operateure der meisten in Berlin anäßigen Filmfabriken gestanden, und es gibt so viele Kilometer Kaiser-Wilhelm-Films zu kaufen, daß jemand, der sie alle nacheinander sehen wollte, ohne Unterbrechung vielleicht eine ganze Woche auf die Leinwand starren müßte. Es macht dem Kaiser sichtlich viel Vergnügen, für den Kinematographen photographiert zu werden, und er hat noch keinen Operateur abgewiesen, dem es gelungen ist, in seine Nähe vorzudringen. Natürlich halten Polizei und Hofbeamte die Männer mit der Kurbel um so unerbittlicher fern von ihrem kaiserlichen Herrn, wird aber der Kaiser des Operateurs gewahr, dann winkt er ihn persönlich heran und nimmt die für die kinematographische Wiedergabe geeignete Haltung ein. Der Kaiser weiß ganz genau, wie er sich zu stellen hat, und darum sind nur deutliche kinematographische Bilder von ihm vorhanden.

Sogar in den Kaisermanövern der beiden letzten Jahre hat sich Wilhelm II. kinematographieren lassen, und zwar von einer der führenden französischen Firmen.

Seinem Liebling, der Prinzessin Viktoria Luise, hat er gar einen Aufnahmeapparat gekauft, und die Tochter des Kaisers spielt persönlich den Operateur. Sie kurbelt aber grundsätzlich nur für eigenen Bedarf.

Theater in Wien.

Von

Hermann Bahr.

Nicht meine Meinung über den Zustand des Theaters in Wien will ich sagen, sondern aussprechen, was der Wiener darüber denkt.

Nämlich selbst der Wiener, so geneigt er ist, Unangenehmes nicht zu bemerken und sorglos des Augenblicks froh zu sein, was immer auch aus ihm folgen mag, kann sich nun allmählich doch einer leisen Bangigkeit um das Theater in seiner Stadt und der unbequem mahnenden Frage, was daraus werden soll, kaum mehr erwehren. Jahrelang hat er keine Warnung hören wollen und sich mit dem noch aus der alten Zeit her nachhallenden Ruhm beschwichtigt, als ob der in alle Ewigkeit niemals verwehen könnte. Jahrelang ist, wer nicht in einem fort entzückt und auf die Herrlichkeit der sämtlichen Wiener Theater eingeschworen war, als lästiger Nörgler und Rauncer, dem aber auch nie was recht ist, verlacht oder gar böswilliger Ausländerei verdächtigt worden. Es muß nun schon sehr arg sein, da der Wiener selbst, so begabt, sich etwas vorzumachen, dennoch einzugestehen beginnt, daß seine Theater besser sein könnten. Einer sagt es nun schon dem anderen ins Ohr, daß sie langweilig sind, uninteressant, reizlos. Und einer nach dem anderen beginnt nun auch erschrocken wahrzunehmen, daß sich „draußen" niemand mehr um sie kümmert; schon in Graz oder Prag draußen nicht. Wir haben ja keine Premieren mehr; das Schicksal eines Stückes ist meistens schon entschieden, bevor es in Wien überhaupt aufgeführt wird. In Berlin entschieden. Oder in München, Dresden, Hamburg entschieden. Von dort geht's dann durch ganz Deutschland. Und zuletzt kommt's dann bei Gelegenheit auch einmal nach Wien. Wenn sein Schicksal längst entschieden und es dem Autor ganz gleichgültig ist, was wir dazu sagen. Und geschieht doch einmal das Wunder, daß ein Stück zuerst in Wien gespielt wird, irgendein ganz ungefährliches Stück, da ja unsere Direktoren nur das ganz Ungefährliche wagen, so müssen wir erleben, daß ein Wiener Erfolg nichts mehr bedeutet. Ein Wiener Erfolg bedeutet im besten Fall, daß das Stück dann auch in Linz und in Brünn gegeben wird. Die anderen Bühnen (wenn sie es nicht aus dem Manuskript erworben und dann sich meistens beeilt haben, es noch vor Wien zu bringen) warten nun schon lieber erst nach Berlin ab. Berlin entscheidet. Ein Berliner Erfolg bedeutet, daß das Stück acht Tage später an dreißig deutschen Bühnen angenommen ist. Auch ein Münchener, Dresdener, Hamburger Erfolg bedeutet etwas. Auch ein Düsseldorfer, ein Darmstädter Erfolg bedeutet etwas. Alle diese Bühnen haben Macht über einen größeren oder kleineren Kreis. Wien verliert diese Macht. Und es verliert allmählich auch die Macht, den Wert und den Preis von Schauspielern zu bestimmen. Ein in Wien erfolgreicher Schauspieler war früher dadurch für ganz Deutschland „gemacht". Heute nicht mehr. Heute muß ihm erst Berlin den Wiener Erfolg bestätigen. Ja München, Dresdener, Hamburger Berühmtheiten klingen heute weiter als Wiener. (Das verteuert uns auch die Schauspieler so. Sie lassen sich den Entgang an Ruhm bezahlen. Früher waren sie bereit, in Wien zu hungern: denn von Wien aus wurden sie für die ganze deutsche Welt berühmt.)

Nochmals: ich trage nicht meine Meinung vor, sondern was die Wiener selbst über ihre Theater sagen. Und wie Wienern nun immer alles persönlich wird, so gehen alle diese Klagen zuletzt stets in den Ruf nach einem rettenden Mann aus. Der Wiener glaubt ja auch, daß in der Politik alles gut wäre, wenn wir einen österreichischen Bismarck hätten (oder gehabt hätten). Mir ist nicht ganz klar, wie der aussehen müßte. Klar ist mir nur, daß dazu zuerst wir selbst anders aussehen müßten. Und ähnlich wird es wohl auch mit dem Theater-Bismarck sein. Denn wenn der Wiener jetzt, durch den kläglichen Zustand seiner Theater beschämt, ärgerlich auf die Direktoren wird und ihnen die Schuld gibt, so vergißt er doch eins: er vergißt, daß gerade diese Direktoren, durch die wir es so weit gebracht, ja ganz nach seinem Sinne sind und er eigentlich mit ihnen vom Herzen einverstanden ist.

Jedes Gespräch, das man mit einem Wiener über das Elend der Wiener Theater hat, endet mit dem Seufzer: Es fehlt halt der richtige Mann! Wenn ich dann aber frage, warum oder worin denn eigentlich der Herr Direktor X oder der Herr Direktor Y nicht jener richtige Mann sei, wird mein Wiener, der eben noch über sämtliche Direktoren in Bausch und Bogen gottslästerlich gejammert hat, auf einmal ganz weich und beteuert mir vom Herrn X und vom Herrn Y und so der Reihe nach von jedem, sie meinten es ja sämtlich sehr gut und gäben sich doch alle Mühe und hätten nur eben offenbar Pech, sonst könnte man eigentlich mit ihnen ganz zufrieden sein! Ich fordere den Leser heraus, dies durch eigenen Versuch nachzuprüfen. Er interviewe seine Bekannten, und ich wette, er wird überall dieselben Klagen über die Misere des Wiener Theaters, denselben Ruf nach dem rettenden Mann, aber sobald er dann im Detail nachfragt und irgendeinen Direktor nennt, zu seiner Ueberraschung hören, daß jeder dieser Direktoren, die zusammen das Wiener Theater so heruntergebracht haben, beim Publikum äußerst beliebt ist. Man wäre danach fast versucht, den Wienern einmal einen unbeliebten Direktor zu wünschen. Vielleicht wäre das der Retter, nach dem alle schmachten.

Zunächst scheint das paradox. Aber wenn man dann darüber nachdenkt und sich erinnert, gewinnt es immer mehr an Ernst. In allen solchen Gesprächen kommt nämlich immer ein Augenblick, wo der Wiener plötzlich melancholisch wird und seufzt: „Und wenn man sich dabei überlegt, was wir früher hier für Leut' g'habt haben! Denken S', noch vor ein paar Jahren unter Mahler! Oder auch ... ich hab' ja wirklich nicht für den Burckhard g'schwärmt, aber was wahr is, is wahr und Sie müssen doch zugeben, das bißl, was wir noch im Burgtheater an Schauspielern haben, stammt alles noch von ihm! Ja, das waren noch Zeiten! Erinnern Sie sich?" Ich erinnere mich. Und ich erinnere mich auch, wie verhaßt diese Männer damals waren, als sie schufen, wovon wir heute noch zehren. Wer aber gar sich die Mühe nimmt, in alten Briefen, alten Tagebüchern, alten Zeitungen nachzusuchen, findet dort, daß auch Laube, der jetzt so sehnsüchtig gepriesene Laube, zu seiner Zeit nur immer und überall grimmig befeindet worden ist. Es scheint wirklich so zu sein, daß ein Direktor bei uns nur die Wahl hat, beliebt zu sein und das Theater zu verderben oder dadurch, daß er sein Theater in die Höhe bringt, sich verhaßt zu machen.

Aber nicht bloß bei uns. Zu unserem Trost sei festgestellt, daß ein Theaterdirektor, der diesen Namen verdient, nicht bloß bei uns, sondern überall in beständiger Fehde mit dem Publikum liegt. Siehe Max Reinhardt. Siehe Brahm. Oder einst Immermann in Düsseldorf. Oder gar Goethe. Irgendwie scheint's zum Wesen des Theaterdirektors zu gehören, daß er in Fehde mit dem Publikum liegt. Und zum Wesen des guten Theaterdirektors, daß er in dieser Fehde siegt. Das verkennen die Herren, die zurzeit in Wien Theaterdirektoren heißen. Sie bemühen sich, den Willen des Publikums auszufinden, um diesen Willen dann nach bestem Wissen und Können zu dienen. Das ist der unselige Irrtum, an dem unsere Theater verderben.

Das Publikum hat nämlich niemals und nirgends einen Willen. Es hat keinen Willen und eben deshalb sucht es einen und dies allein treibt es ins Theater. Es ist der Sinn alles dramatischen Erlebens, daß, durch Künste irgendwelcher Art jedem einzelnen Zuschauer sein besonderer subjektiver Wille abgenommen und daß er gezwungen wird, sich zu vergessen und einen höheren Willen anzunehmen. Alle die vielen hundert oder tausend Menschen, die abends ein dunkler, ihnen selbst unverständlicher Wunsch, fast wider Willen, ins Theater treibt, folgen nur dem dumpfen Drang, sich für ein paar Stunden zu entfliehen. An sich selbst leiden sie, jeder an der besonderen abiurden Verknüpfung, die eben gerade ihn, diesen einen einmaligen einzigartigen Menschen ausmacht; und von sich selbst loszukommen, von sich selbst aufzuatmen, von sich selbst auszuruhen, dies läßt sie ein geheimnisvoller innerer Heiltrieb so leidenschaftlich verlangen. Der Mensch geht ins Theater, um, wenigstens für ein paar Stunden, einmal sozusagen aus seiner Haut zu fahren; draußen, hofft er, wird ihm wohler sein. Und alle Bemühungen auf dem Brett dort oben, des Dichters, der Schauspieler, des Musikers, des Malers, der technischen Gehilfen, kurz dieser gesamten dionysischen Genossen-

---

„Mir tut gar nichts weh!" sagte das Kind vertraulich. „Ich bin ja auch nur niedergefallen und sehr erschrocken, weil das Auto so nahe war. Ich wollte nichts Schlechtes. Bloß geschwind über die Gasse laufen und mir den Christbaum anschauen, der beim Zuckerbäcker brennt. Ich habe doch keinen zu Hause."

Es war etwas Erschütterndes in dieser lieben weichen Stimme. Berta Urban hob den Kopf wie fragend zu dem Professor empor. Der nickte.

„Nichts ist's", sagte er behaglich, „Gottlob! Diesmal ist's gut abgegangen. Nehmen Sie den Kleinen einmal auf den Arm, Berta! So. Nun also! Und jetzt wärs am besten, er bekäme was Kräftigendes. Wir wollen in die Küche telephonieren."

Aber die Frau ging schon zur Tür.

„Ich habe bei mir eben alles bei der Hand," sagte sie entschieden, „die Leute feiern ja heute auch ein wenig. Gehen wir hinauf."

Das Kind hatte die Arme fest um ihren Hals gelegt.

„Komm', Papa!"

Der Mann stand wie unschlüssig. Er war noch immer furchtbar blaß und zitterte heftig. Professor Hoch nahm ihn unter dem Arm.

„Ja, ja", sagte er. „Ich glaub's schon! So was nimmt einem her! Also: Du mußt auch etwas kriegen. Ein Glas Wein oder so was. Georg, sei nicht unvernünftig und sträube dich nicht! Du hältst ja nicht aus! Ich kenne doch deine Nerven."

Berta Urban sagte gar nichts, aber ihr Blick ging hin über dieses farblose, magere Männergesicht. Sie sah, wie mühsam er Atem holte, sah die roten Flecke auf den eingesunkenen Wangen und das verzehrende Feuer in diesen Augen. Sie wußte es sofort: dieses Leben verklang auch bald.

Heiß stieg etwas in ihr empor und benahm ihr fast den Atem. Aber sie würgte es tapfer hinab. Und dann saßen sie drehen in ihrem Zimmer, saßen beisammen, wie einst so oft und doch so anders. Das Kind schmiegte sich fest an die Frau.

„Ich heiße auch Georg", sagte der Knabe. „Wie der Papa."

Da hob Berta Urban wieder den Blick zu dem Manne, der dort so ganz kraftlos saß. Georg Orby wurde plötzlich tiefrot.

„Ich — ich falle Euch zur Last", stammelte er fassungslos. „Aber ich wußte gar nicht, daß Ihr dieses Sanatorium habt! Bei Gott nicht! Ich rasse eben nur zum nächstbesten Arzt in meiner Todesangst um das Kind. Ich kam gerade nach Hause aus einer Probe und sollte gleich wieder fort zu einem Fest, wo ich spiele. Da — beim Tor meines Hotels fand ich das Fräulein weinend neben Bubi — natürlich hatte sie nicht auf ihn geachtet — bezahlte Leute ohne Liebe —"

„Wo ist die Mutter?" fragte Berta Urban.

„Die Mutter?" Er lächelte bitter. Und dann sagte er, ohne jede weitere Erklärung: „Ida Orby heißt jetzt Konteffe Fanelli und lebt ganz in Rom. Georg gehört mir allein."

Sie schwiegen alle. Das Kind saß mit strahlglücklichen Augen zwischen ihnen. Es schien mit dem Wort „Mutter" gar keinen Begriff verbunden zu haben.

„Armer, kleiner Kerl!" sagte Orby endlich — „Er muß mein Wanderleben teilen, denn ich habe gar niemand, der ihm ein Heim böte. Und mir läßt meine Kunst kaum Zeit für ihn. Meine Kunst nimmt mir alles: Sie nahm mir die Jugend, sie nahm mir die Freunde, sie nahm mir mein Weib, denn ich konnte nicht wachen über Ida — sie nimmt mir mein Kind — mein Leben — alles — alles!"

Mit zitternden Händen tastete er nach seiner Geige, die neben ihm lag.

Dann setzte er den Bogen an und leise, süß flog eine uralte Kindermelodie durch den Raum. Ein Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" —

Aber plötzlich warf Georg Orby die Geige hin und wühlte den dunklen Kopf tief in die Kissen des Diwans. Ein furchtbares Schluchzen schüttelte ihn.

Max Hoch sah fest in Berta Urbans Augen.

„Er braucht uns", sagte er leise. „Er ist einer von denen, die in der Irre gingen und sich nach einer Heimat sehnen. — Bis eine andere friedlichere Heimat ihn aufnimmt. Berta — das dauert nicht mehr lange. Soll er sterben — allein? Und sein Kind? Was geschieht mit dem?"

Sie gab keine Antwort, aber sie trat neben den Schluchzenden und nahm eine seiner Hände, und Max Hoch faßte die zweite.

„Georg," sagte der Professor, „laß uns dein Kind! Wir wollen es lieb haben!"

Der Kleine war zu dem Christbaum gelaufen, und nun zündete er eine der Kerzen an. Feierlich strahlte es durch den Raum.

„Lieb haben", sagte Berta Urban fest. Das klang wie ein Eid, wie ein heiliges Versprechen.

Dann saßen sie still beisammen und sahen auf das kleine, helle Licht, welches durch das Dunkel strahlte. Und sie wußten es: Das war wie ein Stern, der einem Verirrten leuchtet in der Finsternis, wie der Stern einer unendlichen Liebe — —

schaft, deren Seele der Direktor (nicht der Wiener, sondern ein wirklicher) ist, dienen nur dazu, eine Kraft hervorzubringen, stark genug, jeden dieser hundert oder tausend unruhigen, mißgünstigen, vage degoutierten Zuschauer aus seiner Haut zu reißen. Gelingt das nicht, so war die ganze Veranstaltung ihren Aufwand an Mühe, Sorge, Verdruß, Eifer und Leidenschaft nicht wert, und der Zuschauer hat dann mit Recht das Gefühl, nur um seine liebe Zeit und sein gutes Geld betrogen zu sein. Es kann nur gelingen, wenn auf dem Brett dort oben ein Wille waltet, der stärker ist als alle zusammen da unten, groß genug, den ganzen Raum auszufüllen, so daß darin keine andere Regung mehr Platz hat, hart genug, jeden Widerstand zu brechen, und schwungkräftig genug, um alle diese Hunderte oder Tausende über sich empor in eine beglückende Vereinigung zu treiben, in der dann eines jeden einengende Subjektivität zerbrochen ist und endlich der allen gemeinsame Mensch frei hervorströmen kann. Die paar Stunden eines Theaterabends lang. Fällt der Vorhang dann, so sitzen sie starr und wagen erst kaum zu atmen; und dann muß sich jeder erst langsam wieder zusammensuchen und kriecht still in die Haut seiner dürftigen „Persönlichkeit" zurück. Da ist ihm seltsam zumute, noch weiß er kaum, was ihm geschah, er muß sich erst wiederfinden. Dieses Wiederfinden vollzieht sich meistens durch Schimpfen. Er schimpft auf den Direktor, der ihm derlei zumutet. Aber wieviel er schimpfen mag, vergessen kann er's doch nie, im Leben nicht. Und immer zieht es ihn magisch wieder her, das einzige Glück zu erleben: Erlösung von sich selbst; für die paar Stunden eines Theaterabends . . .

Man unterhält sich zuweilen darüber, ob ein Theaterdirektor ein Dichter oder ein Schauspieler oder ein Geschäftsmann sein soll usw. Darauf kommt's gar nicht an. Ein Theaterdirektor muß ein Wille sein. Einer, der irgend etwas, was es auch immer sei, mit einer bezwingenden, jedes Hindernis vernichtenden Kraft will. Einer, der nicht das Publikum fragt, was er soll und was er darf, einer, der muß, innerlich muß, von nicht zu bändigenden dunklen Gewalten gezwungen, das zu sein, was er ist, und wenn er sich selbst tausendmal vornimmt, anders zu sein, Rücksicht zu nehmen, Konzessionen zu machen. Einer, dem alle guten Vorsätze, sich zu bescheiden und zu vertragen, nichts nutzen, weil er immer wieder seinem Dämon erliegt, der ihn überwältigt, das Publikum zu vergewaltigen. Wienern dies umständlicher zu schildern ist unnötig: denn wir hatten ja Mahler.

Nun ist es aber von einer solchen zerschmetternden Willenskraft, deren Fluch er ja spüren allein die Seligkeit des dramatischen Erlebens ausmacht, doch zu viel verlangt, daß sie auch noch „beliebt" sein soll. Der Wiener wird wählen müssen. Er möchte aber gern dressierte Dämonen, die aus der Hand fressen.

Salzburg, Dezember 1912.

Girardis erster Weihnachtsabend in Wien.

Aus einem Gespräch mit dem Künstler.

Da bin ich wieder einmal mit der Einbildung des psychologischen Errätens schön zuschanden geworden. Mein Trost nur, daß es jedem, der Girardi bis ins Innere hinein kennt, oder zu kennen meint, nicht anders ergangen wäre. Denn welche Antwort hätte so ein „jeder" auf die Frage, wo der kindliche Gemütsmensch Girardi in ledigen Jahren, da ihm sein Mutterl das Höchste auf Erden war und er, der anerkannte Künstler schon, nichts ohne die Zustimmung und förmliche Erlaubnis der alten Frau tat, den heiligen Abend zugebracht habe? Wo anders als bei Mutterl? Und man sah im Geiste die beiden leibhaftig in schöner Traulichkeit beim Christbaum beisammen, der Sohn die Mutter, die Mutter den Sohn mit der unter strengster Wahrung des Christkindgeheimnisses hergerichteten Bescherung überraschend, sah sie in der warmen Weihnachtsstube beim Nachtmahl sitzend und plaudernd, bis sie schläfrig wurden und der zärtliche Sohn der Mamerl ehrerbietig gute Nacht bot. Und nun gar der erste Weihnachtsabend vor vierzig Jahren, der Abend des 24. Dezember 1872, als der junge, 22jährige „Xandl", so gut wie noch gar nicht gekannt, in der fremden, großen Stadt die neue Luft atmete, von der Kritik zwar bei seinem Debüt im Strampfer-Theaterchen unter den Tuchlauben „wohlwollend" und „aufmunternd" begrüßt, aber, wie gesagt, „derzeit noch unbekannt", vereinsamt noch in den weiten Straßen, in dem Häuser- und Menschengewirre, inmitten der ringsum aufflammenden Christbaumlichter — da rücken doch Mutter und Kind gewiß um so enger zusammen in dem bescheidenen Zimmerchen. Denn ein anderes war's ja schwerlich bei der Anfangsgage — obwohl dieselbe für die damaligen Verhältnisse gar nicht so bescheiden war, 150 Gulden monatlich und 5 Gulden Spielhonorar, also gar 300 Gulden monatlich, wenn er jeden Abend spielte, demnach etwas mehr sogar, als Girardi heute für einen Abend bekommt. Aber der Sparsamkeitssinn gestattete ja doch sicherlich nur ein Zimmerchen.

In die Zeit hin zurück streiften meine Gedanken und „Gesichte", als ich dieser Tage einmal bei Girardi und Frau Leontine saß, der wirklich wie „auf Bestellung" für ihn geschaffenen Hausfrau, in dem wohligen Heim, das alles Behagen so schön mit aller schlichten Unaufdringlichkeit verbindet, und das Gespräch auf das bevorstehende Christfest und das Eintreffen des dazu erwarteten Toni kam, des in einem Oedenburger Erziehungsinstitute sich für die hohen Schulen vorbereitenden Sohnes. Zwischen dem Knaben und den Eltern hat sich, seitdem er ein bißchen „autonom" geworden und auf die eigenen kleinen Füße zu stehen gekommen war, ein eigentümliches Weihnachtsverhältnis herausgebildet: die Eltern lassen sich gern von dem Kinde überraschen, der Toni richtet den Tannenbaum und die Eltern genießen die Vergnügtheiten des Gespanntseins auf die Bescherung. Dann wird der festliche Nachtmahltisch gedeckt, in der Regel mit nicht mehr als drei Kuverts, und der sich an sich selbst froh genügende Dreibund sitzt im stillen Genießen der eigenen Zufriedenheit beieinander, solange es die drei beneidenswerten Menschenkinder freut.

Auch wenn's nicht Weihnacht' ist, im Alltagsleben, ist diese Zeit der Plauderfiesta bei Tisch nach beendeter Mahlzeit mit dem Schälchen „Schwarzen" oder dem Kognakgläschen — an das er selbst freilich wenig die Lippen setzt — seine eigentlichste Tageserholung und er ist da von sprudelndster Laune und rege ausgreifend nach allem Wissens- und Betrachtenswerten, was gerade auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion ist. Dabei ist er ein so guter und augenblicksgemäßer Zuhörer wie Sprecher, er gleich der Gattin, die mit seinerem Bedacht, nicht mit der Wortbeweglichkeit eines gewöhnlichen Frauenzünglein, ihr kluges Wort dazu gibt. Plötzlich dann, von Weile zu Weile, macht sich „Rio", der Papagei, darein, den direkt vom Urwald her ein Neffe der Hausfrau „in die Familie" gebracht, und der hier seine Ausbildung in der höheren Kultur genossen hat, ein grüngefiederter Prachtkerl, der imstande ist, mich mit dem sonst nicht besonders in mein Herz geschlossenen Volke der „Paperi" zu verschwören. Seine brillanteste Leistung ist die tadellos gelungene Nachahmung Girardi, dessen Sprechweise nicht bloß er ergötzlich getreu kopiert, sondern die Handbewegungen sogar, die er mit dem Flügelschlage markiert.

Aber um ja doch von Weihnachten zu reden — wie nun mir da der Verlauf so eines heiligen Christabends geschildert wurde in dieser äußeren und inneren Wohlgiebigkeit eines schängesegtigten Lebensstandes, in Ruhm und Ehren und Familienglückseligkeit, machten meine Gedanken unwillkürlich den Sprung zurück über die vierzig Jahre zu jenem ersten Wiener Weihnachtsabend hin, zu dem jungen Neuling und dem noch so winzigen „Bäumerl" seiner zagen Hoffnungen und Erwartungen in dem engen Kammerl bei Mutterl — wie rührend nett und herzbeweglich sich das mit der Feder darstellen lasse, das richtige Besetzungen für das empfindsame Weihnachtsgemüt. Und ich bat Girardi, mir davon zu erzählen, und er tat's auch — aber was er mir zu erzählen hatte . . . Wie gesagt, die psychologische Errätekunst hat sich da schön blamiert.

„Vor allem, lieber Freund, war meine Mutter damals noch gar nit in Wien, anderthalb Jahre später erst hab' ich sie nachkommen lassen, weil ich mir nit sicher war, in Wien zu bleiben, es hat lang braucht, bis ich das Vertrauen zu der Fähigkeit meiner Wiener Existenz gewonnen hab'. Aber auch wie ich bei meiner Mutter in Graz war, hab' ich den Weihnachtsabend nicht außer Haus verbracht, ich hab' nie viel von der gewissen Weihnachtsstimmung an mir gehabt, der Abend war mir eher, ich weiß nit, wie ich sagen soll, um nit zu sagen „zuwider" — drückend war er mir, ich war froh, wenn er vorbei gewesen is, da bin ich lieber in den Gassen herum, für mich allein, als zu Haus' zu sein. Ja, und so war's halt auch da in Wien. Gewohnt hab' ich in einem Kabinett in der Lerchenfelderstraße, in dem Durchhaus gegenüber von der Langegasse, bei einer Familie, mit der ich aber nicht näher bekannt geworden bin. Mein „Anschluß" waren zwei Kollegen vom Strampfer-Theater, Gottsleben, der ja erst kürzlich gestorben ist, und Anton Bittner, der Mithelfer bei O. F. Bergs Possen, die beide ihrerzeit die zwei naturrechtesten „Wiener Lehrbuben" im Volksstück waren. Ich bin mit ihnen am Abend nach dem Theater gewöhnlich im Wirtshaus bei den „Hackeln" in der Josefstadt gesessen — und dahin bin ich auch an diesem ersten Weihnachtsabend gegangen, früher aber bin ich in der Stadt in den Gassen herum und hab' zu den überall beleuchteten Fenstern hineing'schaut, hab' simuliert, was jetzt da und dort hinter den Fenstern los sei, bin dabei immer „tramhapeter" g'wordn und bin schließlich ins Wirtshaus gang'n, wo ich aber kein' Mensch'n getroff'n hab', denn die zwei Kollegen war'n jeder verheirat' und also bei ihren Familien zu Hause und sonst war'n keine Gäst' da und so hab' ich mich mit dem Kellner unterhalten. Dann bin ich ins Café Weghuber hin, wo ich manchmal am Nachmittag Billard g'spielt hab', und das war auch an dem Abend leer und da hab' i halt mit dem Markör eine Konversation geführt, und weil s' mir auf d'Gänge' doch gar zu öd' geworden is und grad a Bursch' auf der Gass'n draußen sein G'sicht neugierig ans Fenster 'druckt hat, d'froren und hungrig, wie mir vorkommen is, hab' ich ihn hineineingerufen, hab' ihm a Melange mit a halb Dutzend mürbe Kipfeln geben lassen hab' mich zu ihm gesetzt — aber zu an Dischkurs war der Kerl nit zu brauchen, er hat nur pampft und pampft, und wie 's letzte Kipfel unten war, is er aufg'standen, kaum ordentli dankt hat er und schon draußen war er, und i bin wieder als einsamer Spatz dagesessen und da hab' ich's fürs Geschehteste gehalten, ins Bett zu kriechen. Das war mein erster Christabend in Wien."

Mit meinem rührenden Phantasie-Weihnachtsbildchen war's also nichts. Ich war für den Augenblick aus dem Konzept gebracht, und nur um etwas zu sagen, meinte ich: „Im ganzen haben Sie 's jetzt doch besser . . .?"

„Ein bisserl schon", lächelte er — — —

S. S.

Das Vermögen der Päpste.

Von

Dr. Ernst Friedegg.

„Sizilianische Diebe und Einbrecher sind wahre Ehrenmänner im Verhältnis zu den Räubern hier in meinem Palast! Ist dergleichen überhaupt schon dagewesen? Jeder Wirt kann mein tägliches Essen mit fünf Frank bestreiten und wird dabei, wenn er sein Geschäft versteht, noch dreißig Frank im Monat verdienen. Und mir werden allein für meine persönliche Ernährung monatlich zweihundertausend Frank berechnet! Diese Schamlosigkeit schreit geradezu zum Himmel! Und dazu soll ich Pensionen von 25.000, von 40.000 und 50.000 Frank für Prälaten gelten lassen, die vor zehn und zwölf Jahren gestorben sind, für Aemter, die gar nicht existieren, für Menschen, die ihren Fuß niemals in den Vatikan gesetzt haben! Ich werfe diese Abrechnung dem Haushofmeisteramt vor die Füße!"

Ein österreichischer Diplomat, der auf eine Audienz beim Papst wartete, war der unfreiwillige Ohrzeuge dieses Ausbruches und hat diese Zornesrede Leos XIII. im Wortlaut der Nachwelt hinterlassen. Er fügte hinzu, der greise Heilige Vater habe noch nach einer Viertelstunde am ganzen Leibe gezittert und habe die Unterredung mit ihm, die der Papst selbst gewünscht, abbrechen müssen, weil er sich über die Unterschleife in der Verwaltung des päpstlichen Vermögens nicht beruhigen konnte.

Der Dichter auf dem Papstthrone hatte nicht ganz unrecht. Denn volle drei Monate verlangte er von allen Verwaltungen seines Staates, und zwar von jeder einzelnen, eine genaue, spezifizierte Rechnung. Die unter Pio Nono übermütig gewordene Hofkamarilla versprach an jedem Tag die Lieferung einer Liste der Generalausgaben, hielt aber niemals Wort. Nachdem vergeblich tausend Kuriere vorgebracht waren und der Heilige Vater nicht geneigt schien, nachzugeben, ward ein einziger langer Bogen weißen Papiers präsentiert, auf dem nur elf Posten verzeichnet standen. Die elf Posten ergaben die Endsumme eines jährlichen Aufwandes von 7¾ Millionen. Schreckensbleich schlug der Papst die Hände über dem Kopf zusammen und verlangte ungestüm die Detaillierung dieser sonderbaren Aufstellung, und er wünschte, auch die kleinste Rechnung zu sehen, jeden Beleg für die winzigste Ausgabe. In qualvollem Warten verbrachte Leo eine neue Woche, bis er auf seinem Schreibtisch ein sauber geschriebenes Aktenstück fand, das ihn fast zur Verzweiflung brachte.

Unter der persönlichen Aufsicht des Papstes nahm nun der als Finanzminister fungierende Kardinal Mocenni die Finanzreform mit Feuereifer in die Hand, und diese Reform wurde jahrelang mit Kraft und Nachdruck durchgeführt, bis Augen und Hände des achtzigjährigen Pontifex schwach wurden und allmählich wieder genau dieselben Mißstände in der päpstlichen Finanzverwaltung einrissen, wie sie unter Gregor XIV. und Pius IX. an der Tagesordnung waren, wobei in jedem Jahre Millionenbeträge verloren gingen.

Mehr als ein Jahrzehnt hindurch versuchte der sparsame Hausvater Leo XIII. von den tausend Danaidenlöchern der kurialen Ausgaben ein paar hundert zu verstopfen. Je älter er wurde, desto mehr sah er ein, daß es noch immer leichter sei, dem päpstlichen Hofe neue Einnahmequellen zu erschließen und den Goldstrom aus allen Erdteilen stärker nach Rom zu leiten, als an einer kaufmännisch streng geordneten Wirtschaft gegen den Willen aller Beamten des Hofes festzuhalten.

Tatsache ist, daß während der verfassungsgemäßen Regierung Pius IX. zum Beispiel für das Jahr 1848 als Bedürfnisse des Herrschers über den gewaltigen Kirchenstaat (der damals von Ferrara und Forlì, der Pomündung und Bologna bis Ascoli, Benevent und Terracina reichte) 3¼ Millionen Lire in den Etat eingestellt waren, und zwar nach der Durchschnittsrechnung der päpstlichen Hausminister. Und als sich der Kirchenstaat 22 Jahre später eigentlich nur mehr auf die 800 Insassen des Vatikanpalasts beschränkte, sollte diese Dotation, die ins sogenannte Garantiegesetz Italiens vom 13. Mai 1871 aufgenommen wurde, nicht einmal die Hälfte des Bedarfs decken . . .

Aus einer Bilanz vom Jahre 1899 in der Gesamthöhe von 7,260.000 Frank sind mir folgende Ziffern bekannt:

1. Zur persönlichen Verfügung Sr. Heiligkeit	500.000 Frank
2. Für den Kardinal Staatssekretär	1,000.000 „
3. Für die 22 Kurienkardinale	700.000 „
4. Für Beamtengagen und Pensionen . . .	1,500.000 „
5. Für die Präfekten der drei apostolischen Paläste	1,800.000 „
6. Für Schulen und Almosen	1,200.000 „
7. Für arme Diözesen	400.000 „

Bis zu jener aufregenden Szene, von der ich erzählt habe, wurden für den Jahresunterhalt des Papstes ständig 2¹/₁₀ Millionen angesetzt. Die minderte der Pontifex kurzerhand auf fünfzigtausend Frank. Der Papst war zu allen Zeiten von einer hochgradigen Sparsamkeit und Bedürfnislosigkeit, und so mußte an der halben Million des 1899er Budgets von irgend jemand tüchtig „verdient" werden.

Daß der Kardinal-Staatssekretär Rampolla für nicht kontrollierbare Ausgaben politischer Art eine volle Million bezog, ist nicht unmöglich, obwohl seine Kanzlei niemals ein großes Heer von Angestellten unterhielt. In der Person des Monsignore Della Chiesa besaß er einen Stellvertreter, außerdem war nur ein Bureaucrat vorhanden und drei bis vier junge Priester, die hier ihre diplomatische Karriere begannen und gern umsonst arbeiteten. Nach dem italienischen Garantiegesetz genießt der Heilige Stuhl Porto- und Telegrammfreiheit und macht von diesem Recht souveränen Gebrauch. So mag jene Million zum größten Teil der Subventionierung von inländischen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften dienen.

Die Kurienkardinale beziehen tatsächlich ein Jahresgehalt von zwanzigtausend Frank pro Mann. Natürlich haben sie daneben noch namhafte Einkünfte aus Pfründen, Bistümern, Pfarreien, Stiftungen und verschiedenen Aemtern.

Zum Posten „Pensionen" wäre zu bemerken, daß die Kirche eigentlich gar keine Pensionäre hat. Jeder Kirchenbeamte bleibt so lange im Amt, als er lebt. Von den Angestellten des ehemaligen Kirchenstaates müssen aber binnen dreißig Jahren die meisten gestorben sein.

Ferner sind die Gagen der Palastbeamten, der Verwalter und Aufseher der Sammlungen und Museen außerordentlich bescheiden und liegen zwischen 1000 und 600 Lire pro Jahr. Das päpstliche Heer leidet nicht gerade unter Verschwendungssucht. Denn die Palastwache besteht aus dem ärmsten Volk, das nach der Stunde bezahlt wird und für einen halben Tag sechzig Centesimi bekommt. Nur die Nobelgardisten erhalten monatlich 200 Frank.

Zu den letzten Posten ist zu sagen, daß die Unterhaltung und Unterstützung armer Diözesen und Schulen von wohltätigen Vereinen, wie zum Beispiel dem Verein Bonifazius, geübt wird, wie denn überhaupt die meisten Bedürfnisse der weiten Kirchenverwaltung keineswegs vom Papsthof, sondern aus privaten Quellen gespeist werden. Die Kirchen haben alle ihr eigenes Budget und ihre eigenen Kirchenbaufonds. Die Pfarreien werden vom Staat erhalten. Die Nunziaturen erhalten sich durch ihre Sporteln, ihre hohen Dispensgebühren und die großen Kosten bei geistlichen Prozessen. Die Vorgänge bei einer Heilig- oder Seligsprechung erfordern Millionen, die von der Familie, dem Heimatsort oder der Provinz des Himmelssohnes aufgebracht werden. Die Dataria bringt so viel ein, daß ihre Präfekten, die Kardinale Sacconi und Bianchi, nach ihrem Tode viele Millionen hinterlassen haben.

Der Bedarf des Papsthofes wird gedeckt durch den „Peterspfennig", der ungeheuer groß ist und auch der Ausrüstung der Missionen zu dienen hat.

Pius IX. hat in Barem sechsundsechzig Millionen hinterlassen, obwohl dieser Pontifex sehr prachtliebend war und ein außerordentlich vornehmes Haus führte. Durch die vielen Feste und Jubiläen, die Papst Leo veranstaltete, war dieser Betrag samt den Zinsen gewiß auf mehr als das Doppelte angewachsen. Das Geld liegt zu einem großen Teil bei der Bank von England und bei der Bank von Frankreich. Indessen steht fest, daß Leo XIII. allerhand unglückliche Finanzoperationen vornahm und beim römischen Bankrach dreißig Millionen verloren hat. Daraus ergibt sich, daß der Vorgänger des jetzt regierenden Papstes auch mit italienischen Bankunternehmungen in Verbindung stand.

Als der Patriarch von Venedig Giuseppe Melchiore Sarto auf den Pontifexthron erhoben wurde, war er arm wie eine Kirchenmaus, und er hat wenige Jahre, ehe er aus der Lagunenstadt nach Rom übersiedelte, sein Leben mit 20.000 Frank versichert, um seinen unverheirateten Schwestern, die seine kleine Wirtschaft führten, ein halbwegs sorgenloses Alter zu schaffen. Erst jüngst ist im „Neuen Wiener Journal" erzählt worden, wie ein Bruder des herrschenden Papstes, ein mit vielen Kindern und dürftigem Einkommen gesegneter Beamter, vor einigen Tagen